Langsam schritten sie vorwärts durch vielfältige Windungen. Endlich gelangten sie zu einer kleinen Treppe, die aufwärts zu einer eisernen Tür führte. Der Führer klopfte. Sie kamen durch eine zweite Tür, der Führer deutete auf eine dritte, trat zur Seite u. bedeutete ihnen, den Weg allein fortzusetzen. Sie traten in ein weites Gemach. Auf dem Tische waren die leckersten Gerichte aufgestellt, und die beiden jungen Männer, ganz verschmachtet, machten sich eiligst daran, darüber herzufallen. Sie legten sich dann auf die Ruhebetten, die an der Wand standen, und fielen bald in einen tiefen Schlaf.

Als sie erwachten, frisch gestärkt, betrachteten sie das eigenartige Gemach mit Interesse; sie hatten keine Ahnung, wie spät es war, ihre Uhren waren stehen geblieben. Das Zimmer hatte weder Fenster noch Türen. Urplötzlich erhob sich ein Regensturm innerhalb der vier Wände. Ein Wirbelwind verlöschte die Kerzen, Blitze zuckten, Donnerschläge erschütterten den finsteren Raum. Allmählich beruhigte sich das Unwetter. Es zeigte sich an der Wand eine Oeffnung, durch die der Führer eintrat, der mit tönender Stimme ins Zimmer rief: „Der Schloßherr erwartet seine Gäste!"

„Ich bitte zunächst nur einen der Herren, mir zu folgen, den anderen hole ich später." Die Freunde erfaßte ein namenloses Grauen, aber sie sagten sich, daß jeder Widerstand ausgeschlossen sei. Der Journalist folgte. Wieder ging es durch unheimliche Gänge, seine Kerze erlosch, er sah aber am Ende des Höhlenganges ein Licht und eine Inschrift an der Wand, die lautete: „Nur der Edle ist furchtlos!" — Er trat mit dem Führer in eine niedere Halle. Dort streckten ihm zu seinem Entsetzen Totengerippe ihre fleischlosen Arme entgegen, weiße Gestalten huschten vor u. traten zurück; sie winkten ihm mit grotesken Bewegungen; vor Angst schlotternd, strebte er dem Ausgang der Halle entgegen. Die Tür gab nicht nach. Dagegen wurde er in der Mitte der Tür einen Ring gewahr. Endlich gelangte er ans Licht, trat in den Park und wieder saß der alte Herr auf einer Bank und las in einem Buche. Er war jetzt jedoch wie seine Zeitgenossen gekleidet und nicht wie Sokrates. Neben ihm stand ein Schwein, mit bunten Bändern geschmückt, das freundlich grunzte.

Der alte Herr erhob sich und begrüßte den Journalisten mit höflichen Worten. Einige Minuten darauf erschien auch der Offizier, der denselben unheimlichen Weg angetreten hatte wie sein Leidensgenosse. Sie erkannten nun, daß sie die Gastfreundschaft eines Sonderlings genossen, über dessen Leben und Treiben die seltsamsten Gerüchte in Paris schwebten und von denen auch ihnen manches zu Ohren gekommen war. Auf alle Fälle brauchten sie in diesem Hause nicht zu verhungern, ehe wäre ein Ableben des Sonderlings infolge seiner Unmäßigkeit möglich gewesen. Der Herr des Hauses war kein anderer als Gounod de la Reguière, einer der seltsamsten Menschen, die je gelebt haben.

Monsieur Reguière war Advokat im Pariser Parlament gewesen, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, er hatte als Schriftsteller Bedeutendes geleistet, vor allem aber war er Gastronom. Er wurde wegen seiner satirischen Schriften aus Frankreich verwiesen, kehrte jedoch nach mehreren Jahren zurück, lebte nur in literarischen Kreisen und verfaßte hauptsächlich zahlreiche gastronomische Werke. Er schrieb nicht nur über die edle Kochkunst, sondern seine Schriften zeichneten sich aus durch Geist und Witz und durch politisch-satirische Bemerkungen. Berühmt waren seine Pariser Gastmähler, denen nur Vielesser u. Feinschmecker beiwohnen durften.

Nach dem Sturz des Kaiserreichs zog er sich in sein Schloß zu Villers Orge zurück. Er umgab den prächtigen Park mit festen Mauern, baute Tempel und Kolonnaden, Grotten und labyrinthische Felsengänge und ließ mit großen Kosten die Maschinerien anbringen, welche seinen Gästen solche Angst eingejagt hatten. Aber sie hatten sich bald von ihrem Schreck erholt, und der Schloßherr beherbergte sie lange Zeit, bis die Julirevolution ausgebrochen war und sie ohne Furcht nach Paris zurückkehren konnten.

—⊙—

Alte Stadt

Des Walles Wipfelkrone kränzt die Stadt.
Die Luft ist satt vom Duft des welken Laubes.
Von den Kastanien tröpfelt Blatt um Blatt
Und tanzt im Hauch des goldbeschwingten Staubes.

Die Lauben an den Häusern sehen all
Ehrwürdig drein mit greisen Steingesichtern.
Von hohen Fenstern stürzt ein Blumenschwall.
Ein Farbenrausch durchglüht das Grau mit Lichtern.

Am Markt der steinern plumpe Roland lacht,
Und auf sein Schwert gestützt, trotzt er dem Sturme.
Um Mittag wimmert aus dem schmalen Schacht
Ein rostig Glockenspiel vom Münsterturme.

Der Nizenbrunnen rauscht und wirft sein Naß
Wie einen Silberspeer. Die Schalen schäumen
Und netzen noch die Steine und das Gras,
Auf das die steilen Giebelhäuser träumen.

Ums alte Stadttor wuchert roter Wein,
Und Epheich rankt um bröckelndes Gemäuer.
So spinnt das Herbstgold meine Seele ein
Und schmückt die Trümmer dessen, was mir teuer.

Ilse Franke.

Unterseeische Städte im Kaspischen Meere

Die am südwestlichen Ufer des Kaspischen Meeres ansässigen Ortsbewohner erzählen noch heute, es befänden sich dort unter dem Meere Städte. Am Ufer sind noch Fragmente einer alten Kultur vorhanden. In der Tat, wenn der Tag hell und das Meer ruhig ist, kann man in der Ignatijeffbucht des Kaspischen Meeres Reste einer alten Stadt wahrnehmen. Die örtliche Bevölkerung nennt sie Kharaba-Schahar, d. h. die ruinierte Stadt. Längs der Meeresgestade erstreckt sich noch heute eine alte Chaussee, die von der Bakuer Festung an sich durch die Untersee nach Ballow hin, einem der Vororte der Naphthastadt, fortsetzt und sich schließlich im Kaspischen Meere verliert. Man erzählt weiter, ähnliche unterseeische Städte seien auch in den anderen Teilen des Kaspischen Meeres zu sehen. Sie alle seien vor mehreren Jahrhunderten vom Meere überflutet worden; starke Erdbeben und Erschütterungen hätten deren Zerstörung und Ueberflutung zur Folge gehabt. Als nun vor einiger Zeit ein sowjetrussisches Handelsschiff von Persien nach Baku kam und nicht den gewöhnlichen Weg nahm, sondern zum Kap Schichow, als weiter der Schiffskapitän Athajew die Meerestiefe maß, stellte sich heraus, daß das Schiff in der Tat über einer überfluteten Stadt schwimme. Die an Bord stehenden Schiffsleute nahmen die unterseeischen Straßen einer asiatischen Stadt wahr. Ein Petersburger Gelehrter, Prof. Wosnessenski, hat deshalb eine Studienreise nach dem Kaspischen Meere unternommen.

—⊙—

Auch eine Revolution

Eine unblutige Revolution brach vor einiger Zeit, wie die „National Tidende" mitteilte, in der Universität zu Kopenhagen aus. Schon seit längerer Zeit hatte sich der weibliche Teil der dortigen Studentenschaft darüber aufgeregt, während der Vorlesungen untätig dasitzen zu müssen, und deshalb mit echt weiblicher Zähigkeit versucht, das Verbot, während der Kollegs Handarbeiten auszuführen, zu beseitigen. Das hohe Konsistorium kapitulierte schließlich vor dem energischen Angriffswillen der jungen Damen und sah sich nach einigen vergeblichen Widerständen zur Aufhebung dieses Verbots genötigt. — Die „National Tidende", ehrlich besorgt um die Wahrung des Prinzips der formalen Gleichberechtigung zwischen dänischen Musensöhnen und -töchtern, hat ihrerseits den Studenten den guten Rat erteilt, aus der neuen Sachlage Kapital für sich zu schlagen mit dem Ersuchen, das Konsistorium möge gleichfalls der „Untätigkeit" des männlichen Teils der Hörerschaft eines Kollegs dadurch ein Ende bereiten, indem es beispielsweise während der einzelnen Stunden den jungen Leuten gestatte, hin und wieder einen soliden Skat mit Diskretion zu dreschen. Ob diese ein wenig kühne Forderung beim hohen Konsistorium die gleiche wohlwollende Aufnahme finden wird, dürfte vorläufig bezweifelt werden. — Eine strickende Studentin endlich ist auch ein nicht alltäglicher Anblick. Vielleicht sieht sogar das Konsistorium eine solche Betonung echt weiblicher Beschäftigung nicht ungern. Man hofft jedenfalls, daß von der Handarbeit einer Geistesarbeiterin der Weg nicht mehr lang sein wird — zum Kochtopf eines rechten Hausmütterchens, das überdies den Vorzug hat, kein „dummes Gänschen" mehr zu sein.

—ag.

—⊙—

Am Ausguck

Die Wahabiten und das zerstörte Grabmal Evas.

Dschidda ist die Hafenstadt Mekkas am Roten Meere. Wie Mekka und Dschidda unterstehen jetzt auch Medina und fast das ganze Arabien dem neuen Herrscher des Landes, dem König von Hedschas und dem Sultan von Nedschd Ibn Saud. Dieser ist bekanntlich auch der Führer der Wahabiten, einer streng puritanischen mohammedanischen Sekte. Die Wahabiten bekämpfen scharf den Kult der Heiligen, die Wallfahrt nach deren Gräbern, weiter auch den Genuß von Tabak und geistigen Getränken, den Prunk und Schmuck usw. Als sie vor zwei Jahren Mekka besetzten und den alten König Hussein vertrieben, vernichteten sie auch dort in ihrem puritanisch-zelotischen Eifer nicht weniger als 100 000 Wasserpfeifen. Nun bringen die orientalischen Zeitungen die weitere Nachricht, Ibn Saud habe ein von den Mohammedanern verehrtes Heiligtum in Dschidda, das „Grabmal Evas", der Urmutter der Menschheit, vernichten lassen. Diese Verordnung hat einen scharfen Protest der arabisch-mohammedanischen Welt zur Folge gehabt. Seit jeher ist es nämlich Sitte gewesen, daß alle Mekkawallfahrer, die je in Dschidda landeten, es für ihre erste und heiligste Pflicht ansahen, sofort nach dem Grabmale Evas zu wallfahren und dort ihre Gebete zu verrichten. Zukünftig werden sie aber diese Stätte vollständig geebnet vorfinden.

Büchertisch

Alles scheinen die Deutschen vergessen zu haben, nur nicht ihre Kolonien.

Wenn dieser Satz aus einer führenden französischen Zeitung berechtigt ist, dann dürfte der Köhlersche Kolonial-Kalender in Buchform für 1927, der soeben in dem bekannten Verlage von Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen in geradezu staunenerregender Vielseitigkeit erschienen ist, in recht viele Hände gelangen. Der Kolonial-Kalender, der einen Umfang von 240 Seiten mit ca. 90 Abbildungen aufweist und trotzdem nur 1,20 Mk. kostet, enthält nicht etwa trockene Abhandlungen über Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, sondern bringt unterhaltende Schilderungen, fabelhaft spannende Erlebnisse und Erzählungen unserer Kolonialdeutschen, die durch viele charakteristische Illustrationen und Karten belebt und stimmungsvoll bereichert sind. Wenn je ein Buch Schmerz und Entrüstung über den gemeinen Raub unserer Kolonien zu entfachen und den festen Willen auf baldigen Wiedererwerb uns zu stärken vermag, so ist es der vorzügliche Köhlersche Kolonial-Kalender.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sauß, Altena.



Sonne und Berge

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 48 Mittwoch, 1. Dezember 1926

Adventsbräuche und Adventsspiele

Von W. Schumann.

Advent! Weihnachten! zwei Worte, die die Herzen der Menschen höher schlagen lassen, die sehnsüchtige Erwartung und wehmütige zarte Erinnerungen in sich bergen. Erinnerungen! Auch ich denke jetzt wieder an längst vergangene Zeiten zurück. An die Zeiten, wo ich noch ein Kind war und das Christnachtsmärchen mich mit aller Kindergläubigkeit erfüllte. Wie lange ist es her? Fünfzehn Jahre, die im menschlichen Leben eine lange Zeitspanne bedeuten. Fünfzehn Jahre eilt meine Erinnerung zurück. Ich sehe mich im heimatlichen Gotteshause mit elf meiner Schulgenossen auf der schmalen Chorbank sitzen, höre das Brausen der Orgelklänge und sehe den alten Kantor an seinem Pult. An jedem Sonntag gingen wir sowohl am Vor- als auch am Nachmittag zur Kirche, taten als Chorsänger unsere Pflicht, achteten der ernsten Worte des Predigers nicht weil sie uns nach unserer Meinung nichts angingen. Wir waren Chorsänger von berufswegen. Ein bestimmtes Entgelt oder Gehalt bekamen wir nicht. In der Adventszeit wurde uns aber die Gelegenheit geboten, als sogen. „Sternsänger", von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus zu wandern, um uns einige Groschen zu verdienen. Am Abend, wenn die Sonne längst untergegangen war, versammelten wir uns an einer vorher bestimmten Straßenecke und traten dann unseren Weg an. Der Aelteste unter uns trug den „Stern von Bethlehem". Es war ein kleines geschnitztes Häuschen in der Form und Größe eines Starkastens, welches an einer Stange befestigt war. In diesem kleinen Häuschen brannte ein Licht, welches den Stern von Bethlehem darstellen sollte. So ausgerüstet wanderten wir zwölf zum Städtchen hinaus in die angrenzenden Dörfer. Kalt und eisig pfiff der Wind und der Schnee lag hoch. Wir merkten nichts davon; gab es doch an diesem Abend so mancherlei zu erleben, und was vielleicht das wichtigste war: wir verdienten Geld. Im Dorfe angelangt, betraten wir den Hof des ersten Bauern. Die Hunde bellten laut und zerrten an den stählernen Ketten, daß es rasselte. War der Besitzer uns freundlich gesonnen, so hieß er uns in die Stube treten und wir durften mit unseren Liedern beginnen. Es waren Weihnachtslieder, die wir sangen, Weihnachtslieder, die sich auf den Stern von Bethlehem bezogen. Unterdessen klapperte mein Nachbar, der Kassierer war, so laut mit der blechernen Sammelbüchse, daß es der Bauer unbedingt hören mußte. Manchmal verstand er das Klappern, manchmal nicht. Wenn er es verstand so legte er, wenn er nobel war, ein blitzendes Markstück in die Dose, wenn nicht, so nur ein paar braune Kupferpfennige. Der Kassierer hatte die Pflicht, genau aufzupassen, welche Beträge in die Sammelbüchse flossen. Wir hatten kaum die Stubentür geschlossen, so rechneten wir auch schon aus, wie viel Geld vorhanden sei und teilten in Gedanken bereits die vorhandene Summe. Hatte der Bauer wenig gegeben, so schimpften wir laut oder ließen nicht gerade ergötzliche Bemerkungen fallen, die der Spender hören mußte. Die Folge davon war, daß wir im nächsten Jahre mit der Peitsche vom Gehöft getrieben wurden.

Wir gingen zu den Armen und zu den Reichen. Ueberall erwarteten wir unseren Lohn, der jedoch nicht immer in Geld bestand. Vielfach erhielten wir statt der klingenden Münzen Wurst, Schinken, Kuchen oder Nüsse. Gaben, die vielleicht wertvoller waren, uns aber mit weniger Freude erfüllten, weil sie keinen beständigen Wert hatten. Diese Geschenke wurden in einen großen Sack gepackt und auf der Landstraße so weit als möglich schon verteilt und verzehrt. Frohe und trübe Erinnerungen knüpfen sich an jene vorweihnachtlichen Wintertage. Oft fanden wir die Türen verschlossen, wie man sie vor Bettlern verschließt. Unser Murren u. Schimpfen half nichts, wir mußten weitergehen. Nicht selten kam es vor, daß wir in den Häusern wohl singen durften, aber keinen Lohn dafür bekamen. Das Klappern mit der Sammelbüchse wurde nicht verstanden. Erlaubten wir uns, unsere Bitte deutlicher hervorzubringen, so wurden wir zum Hause hinausgeworfen.

Vier lange Wochen leuchtete uns der Stern von Bethlehem auf unseren abendlichen Wanderungen. Am Heiligen Abend fand die Teilung des gesammelten Geldes statt. Jeder erhielt ein paar Märker, die vielleicht dazu ausreichten um ein Paar Schuhe zu kaufen. In den meisten Fällen wurde das Geld jedoch den Eltern abgeliefert, die es auf die Sparkasse trugen. Heute existiert dieser Adventsbrauch nicht mehr in meiner Heimat. Immer lauter wurden die Bemerkungen unter den Einwohnern der Dörfer und meines Heimatstädtchens, daß das „Sternsingen" nur eine Bettelei sei. Daraufhin wurde dieser alte Adventsbrauch von einem einsichtigen Pfarrer abgeschafft.

Damit sind jedoch nicht alle Advents- und Weihnachtsbräuche im deutschen Vaterlande verschwunden. Noch heute erfreuen sich in den süddeutschen Gauen die Adventsspiele eines großen Ansehens. Vor vielen hundert Jahren begannen die Bauern die Weihnachtsgeschichte dramatisch zu gestalten. In der Adventszeit versammelte man sich in den Gasthäusern und führte die Geburt Christi in der Form eines Theaterstückes auf. Waren diese kleinen Dramen zunächst nur ganz bescheidenen Umfanges, so gewannen sie bald durch Hinzufügung allerhand volkstümlicher, dramatischer Motive, durch lyrische Beigaben und die Hinzuziehung weiterer biblischer Geschehnisse, wie z. B. des bethlehemitischen Kindermordes und der Flucht nach Aegypten, eine immer größere Ausdehnung, die ebenso wie das Ueberhandnehmen komischer und derbrealistischer Einzelheiten eine Verlegung der Spiele in das Weltliche erforderte. Die Freude des Volkes an allem Schaugepränge und die naive, anschauliche Phantasie wiesen den biblischen Charakter allmählich mehr zurück. Man benutzte den Faden der Geschichte um seine Empfindungen und Anschauungen in eigenvolkstümlicher Weise zum Ausdruck zu bringen.

In den verschiedensten Gegenden Deutschlands, besonders in Oberbayern und Südtirol, in Kärnten, Steiermark und Ungarn, und vor allem auch in Schlesien haben sich solche deutsche Adventsbräuche erhalten und werden z. T. noch heute von den Einwohnern kleiner Gemeinden in der Art der viel bekannteren großen Passionsspiele aufgeführt. Wohl welchen diese Spiele im einzelnen voneinander ab, bald sind sie reicher, bald ärmer an originellem Beiwerk an Fülle der lyrischen Einlagen, an überschäumender Lustigkeit und keckem Humor. Zum größten Teil wurden die Gespräche, die in dem kleinen Schauspiel vorkommen, im heimischen Dialekt geführt. Humoristisch wurden die Mühsale des Hirtenberufes, der Geiz des bäuerlichen Brotherren und die Sorgen der Wolfsplage zum Ausdruck gebracht. Die Unterhaltung ist meist an drei Personen verteilt, die oft erst einer nach dem anderen auftreten und sich dann mit einem lauten:

„Holla, Holla!

Ich wäre bale zo der Tire rei gfollat"

einführen. Der Aufruf des Engels an die schlafenden Hirten gibt Gelegenheit zu komischen Szenen, indem die schlaftrunkenen, täppischen Gesellen die Aufforderung nicht sofort verstehen oder ein Schwerhöriger spaßhafte Wortverdrehungen verursacht:

Der erste Hirt:
Horch, horch Bruder: a Kind is geborn!
Der zweite Hirt:
Wos? a alt Weib hot en Strump verlohrn?

Die einfache Handlungsführung, die keine Dekoration, keinen Szenenwechsel bedingt, die geringen Anforderungen an eine stimmgemäße Kostümierung, die leicht erlernbaren Verse und Melodien bieten keinerlei Schwierigkeiten für die Darstellung und haben es möglich gemacht, daß diese Spiele heute in Schulen oder im häuslichen Kreise aufgeführt werden.

—⊙—

Der Sternenhimmel im Monat Dezember

Von Max Valier.

Wie alljährlich, so entfaltet auch diesmal der Fixsternhimmel im letzten Monat des scheidenden Jahres seine schönste Pracht. Da in unseren Breiten die Sonne schon um etwa 4 Uhr nachm. untergeht und sich am Morgen zu Monatsanfang erst um 7.30 Uhr, gegen Monatsende um 8 Uhr erhebt, sind die Nächte lang und der Beobachtung günstig, wenn auch die bürgerliche Dämmerung 48 Minuten, die astronomische bis zum Eintritt völliger Nachtdunkelheit 1 Stunde 55 Minuten währt.

Beginnen wir diesmal die Beobachtung schon bald nach Sonnenuntergang bei einbrechender Dunkelheit, dann werden wir unter allen Himmelslichtern zuerst den gewaltigen Planeten Jupiter in mäßiger Höhe über Südwest aufleuchten sehen, bald darauf aber auch, etwas höher über Südost den rotglosenden Mars erkennen, der zwar schon schwächer als zur Zeit seines Gegenscheins im Novemberanfang, doch immer noch heller als jeder Fixstern erster Größenklasse bleibt. Als dritter Stern am Himmel erscheint darauf Wega in der Leyer, der hellste Fixstern der nördlichen Himmelshalbkugel, westlich vom Zenit, als vierter die funkelnde Capella im Fuhrmann, eben über Nordost emporsteigend, deren Glanz der Wega kaum merklich nachsteht. Rasch wächst mit zunehmender Dunkelheit die Zahl der sichtbaren Sternlichter an. Im nördlicheren Teile Deutschlands mag es noch gelingen, auf einige Minuten den sommerlichen Arkturus hart im Nordwest versinkend zu erblicken, der die gleiche Helligkeit wie Capella, doch eine andere Leuchtfarbe besitzt. Sie spielt mehr ins rötliche, während Capella, unserer Sonne verwandt, in gelbem Lichte leuchtet. Zu Wega aber gesellt sich jetzt in fast gleicher Höhe Deneb, der Hauptstern im Schwan, und als dritter im Bunde Atair im Adler. Um 6 Uhr steht dieses große, sommerliche Dreieck im Milchstraßenzuge wundersam klar wie zum Abschied im westlichen Himmelskreis. Um diese Zeit glitzert auch unter starkem Flimmern ganz tief über Süd, genau im Meridian, Fomalhaut im südlichen Fisch. Inzwischen ist die völlige Nachtdunkelheit eingetreten. Gemäß dem jährlichen Umschwung des Sternengeltes tritt dieselbe Stellung der Bilder in jedem Monat um 2 Erdenstunden früher ein. Wir müssen daher zu Dezemberanfang schon bis 10 Uhr oder zur Monatsmitte bis 9 Uhr oder endlich gegen Jahresende bis 8 Uhr warten, um eine neue Himmelsstellung vor uns zu sehen, die der diesmaligen Besprechung lohnt. Zu diesen angegebenen Zeiten versinkt Wega eben im Nordwest, der Delphin geht im Westen unter, Jupiter verschwand wenige Minuten vorher im Westsüdwest und zugleich mit ihm auch Fomalhaut, dessen sichtbarer Bahnbogen überhaupt nur sehr kurz ist. Das Westfeld des Himmels in mittlerer Höhe beherrschen jetzt d[ie]

die schönen Sternbilder Pegasus und Andromeda, die durch sechs helle Sterne zweiter Größe ausgezeichnet sind. Das tiefe Südwestfeld aber nehmen die kleinen Fische des Tierkreises zusammen mit dem gewaltigen Wal ein dessen Hauptsterne wegen ihrer tiefen Stellung stets etwas flimmern. Inzwischen dem Kopf des Wals und der Andromeda springen die drei Hauptsterne des Widderkopfes in die Augen und hier finden wir jetzt auch wieder den gewaltigen Stern des Kriegsgottes, Mars, der uns schon bald nach Sonnenuntergang über Südost erschien. Tief über Süd, schon links vom Meridian, zieht sich der Sternenstrom Eridanus hin. Aber all die bisher beschriebenen Bilder verblassen neben der Pracht des Sternenprangens, das sich zur genannten Stunde wie eine Pyramide über Südost bis steil zu Häupten erstreckt. Im ersten Augenblick verwirrt die Fülle vielleicht den in Staunen versunkenen Himmelsfreund. Doch ist des Rätsels Lösung nicht so schwer. Fangen wir z. B. bei Mars im Widder, als unserem bekannten Leitstern an, dann brauchen wir nur etwa in gleicher Höhe ein Stück nach links zu gehen, um auf die hübsche kleine Sterngruppe zu stoßen, die unter dem Namen Plejaden oder wohl auch „Glucknenne" nicht unbekannt sein dürfte. Ein normal scharfes, gesundes Auge unterscheidet sieben, ein minder gutes nur fünf Sternchen, bei geringster Kurzsichtigkeit aber verschwimmt die ganze Gruppe zu einem mehr oder minder verwaschenen Fleck. Ausgezeichnete Augen von ungewöhnlicher Schärfe vermögen aber auch neun Einzelsterne zu unterscheiden, denn sie trennen das Paar Atlas-Plejone und zeigen auch noch die schwach flimmernde Asterope. Wie sehr übrigens jeder noch so schwache Feldstecher dem menschlichen Auge schon überlegen ist, das beweist nichts mehr, als wenn wir ihn auf einen Sternhaufen wie die Plejaden richten. Selbst das schlechteste Theaterglas zeigt mindestens dreimal soviel Sterne, ein guter Feldstecher erhöht die Zahl auf über 40 und zeigt darunter manche enge und reizvolle Paare und Drillinge. Von der Plejaden „am Halse des Stieres" links schräg nach abwärts gelangen wir zu dem gelblichen Stern erster Größe, Aldebaran, dem Haupt-Fixstern im Stier, leicht kenntlich durch das Sternengewimmel der Hyaden, die ihn dicht umgeben und sowohl mit freiem Auge als im Feldstecher sehr reizvoll sind. Hoch über Aldebaran, links steil nach oben, glitzert Capella im Fuhrmann, die wir ja schon kennen. Dagegen stoßen wir links abwärts von Aldebaran auf einen ebenfalls gelblichen Stern von gewaltiger Leuchtkraft, Beteigeuze im Orion, den Schulterstern des reisigen Jägers. Mit ihm zusammen formt der bläulich blitzende Rigel, rechts tiefer gen Südsüdwest, Orions Gestalt die durch den Gürtel aus den drei schönen, dem Himmelsgleicher naheliegenden Sternen Delta, Epsilon und Zeta besonders eingeprägsam hervortritt. Vom linken Gürtelende hängt das berühmte Schwert des Jägers hernieder, in welchem sich der geheimnisvolle große Orionnebel schon mit freiem Auge als mattes Wölkchen ahnen, im Feldstecher aber schon deutlich erkennen läßt. Der schöne, kristallklar strahlende Stern aber, der über Südost eben aufging, ist Sirius, die hellste Fixsternsonne des Firmaments. Ueber Ost bis dann noch Prokyon, der Hauptstern im kleinen Hund, und darüber schwingen Castor und Polluz, die Zwillinge, sich in ihrer kosmischen Bahn, im Tierkreis gefolgt von den schwachen Sternchen des Krebses. Ueber Ostnordost aber recht schon der Löwe sein Haupt, als Verkünder, daß die Sonne bald wieder aufwärts steigen und auf die bittere Winterkälte ein neuer Sommer folgen wird. Von den Circumpolarsternbildern steigt der Große Bär über Nordosten auf, Cassiopeia thront im Scheitel, links von Perseus, rechts von Kepheus geleitet; Drache und Kleiner Bär wenden sich vornehmlich gen Nordwest.

Den den Planeten haben wir bereits gehört, daß Jupiter am westlichen Dämmerhimmel die Rolle des Abendsterns übernommen hat, während Mars sozusagen die ganze Nacht beherrscht. Venus verschwand im Vormonat am Morgenhimmel, taucht daher jetzt gegen Monatsende auf kurze Zeit am Abendhimmel auf, bleibt aber noch ungünstig. So haben wir noch wenn wir von den wenig reizvollen, sonnenfernen Wandelsternen Uranus und Neptun absehen, Saturn und Merkur zu nennen. Diese beiden, nach Sonnenabstand, Umlaufszeit, Größe Dichte, Natur und Wesenheit so verschiedenen Körper geben sich zur Monatsmitte ein Stelldichein, und zwar in Gestalt einer so seltenen und engen Konstellation, wie sie in Jahrhunderten nicht leicht wieder vorkommt. Wir stehen hier vor einem außergewöhnlichen Himmelsereignis, das zu beobachten niemand versäumen sollte. Schon vom 10. Dezember an etwa lohnt es sich sehr, jeden Morgen um ½7 Uhr früh genau nach Südost zu blicken und dort den Aufgang der beiden schönen Planetsterne zu beobachten und sie zu verfolgen, bis sie in der zunehmenden Tageshelle dem freien Auge oder Feldstecher entschwinden. Anfangs steht Merkur als der hellere Stern auch zugleich höher, später schießt er immer dichter links schräg nach abwärts auf den bleiern ruhigen Saturn zu, bis er am Morgen des 15. Dezember um 6 Uhr früh nur 18 Bogenminuten oder gut ½ Vollmondsdurchmesser nördlich am Saturn vorübergeht. Beim Aufgange und auch noch um 7 Uhr morgens in etwa 10 Grad Höhe überm Horizont glänzen dann beide Körper als strahlendes Paar von unvergleichlicher Schönheit. Am Tage darauf aber steht Merkur schon ziemlich weit links abwärts, und wieder einen Tag später ist die Begegnung bereits vorüber.

—⊙—

Vom Heerwurm, dem Waldschreck unserer Vorfahren

Von Wilhelm Hochgreve.

Unter all den rätselhaften Erscheinungen, welche die an Einfällen und Launen überreiche Natur unserem Auge darbietet, ist wohl der Heerwurm eine der seltsamsten und seltensten. Wohl nicht mit Unrecht behauptet ein Naturforscher, daß unter hunderttausend Menschen nur wenige das Glück hatten, diese sonderbare, jahrhundertelang und noch bis vor einem Menschenalter in das geheimnisvolle Dunkel von Sage und Aberglaube gehüllte Erscheinung zu schauen. Was die Naturforschung seit einer Reihe von Jahrzehnten als nctürlichen, wenn auch eigentümlichen und selten zu beobachtenden Vorgang zu erklären weiß, war unseren Vorfahren noch ein Waldschreck, ein Gespenst dessen Erscheinen ihrem vom Aber- und Hexenglauben befangenen Gemüte nur als Vorbote besonderer, zumeist furchtbarer Geschehnisse gelten konnte.

Beobachtet wurde der Heerwurm sicher schon früher, aber die ersten Berichte über ihn liegen erst aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts vor. Die Art seiner Erscheinung ist so sonderbar, daß einem Menschen, der wie seine ganze Zeit an Teufel und Spuk glaubte, bei dem ungewohnten Anblick ein Gruseln überlaufen mußte.

Der Verfasser dieses Artikels hatte das Glück, an einem frühen Augustmorgen 1925 auf einem mit Altbuchen bestandenen Berge des Südharzes gelegentlich der Pürsch auf Feisthirsche einen Heerwurm zu sehen, der sich wie eine etwa ein Meter lange Schlange im Schneckentempo über den Weg wand. Ich glaubte zunächst eine Schlangenhaut vor mir zu haben, dann dachte ich an eine Schlange selbst, bis ich niederkniend des Rätsels Lösung fand. Wäre mir die Erscheinung nicht bereits aus naturwissenschaftlichen Werken geläufig gewesen, dann hätte der erstmalige Anblick dieses geheimnisvollen, schlangenähnlichen, lautlos, gemessen aber unaufhaltsam dahinschleichenden „Wurmes", der sich aus abertausend Würmchen zusammensetzt, auch meinem waldgewohnten Gemüt eine leichte „Gänsehaut" beschert. Meine große Ueberraschung, die zunächst nur ein starres Anstaunen des „Wunders" zuließ, machte bald dem ruhigen Forscherblicke Platz. — —

Der Heerwurm ist ein Wanderzug der etwa 1½ Zentimeter langen, weißen schwarzköpfigen Larven der Heerwurmfliege oder Trauermücke. Sobald sie in ihrem Gemist unter altem Laube oder in verlassenen Mauselöchern aus den Eiern geschlüpft sind, regt sich in ihnen die Neigung zur Bildung von Zügen und bald auch zu weiteren Wanderungen oder „Prozessionen". Witterungs- und Ernährungsfragen sind der Hauptanlaß dieser Wanderungen. Trockenheit bildet den schlimmsten Feind der Larven, aber auch bei starker Nässe kommen sie in Bewegung. Ihre Nahrung besteht in moderndem, aber noch schimmelfreiem Laube. Zur Wanderung benutzen sie mit Vorliebe die Nacht oder die Abend- und Morgendämmerung, ein Umstand, der neben ihrem sonderbaren Wesen und der Schlangenform ihres Zuges das Unheimliche für das Gemüt unserer Vorfahren nur zu steigern wußte. Sie wandern meist nach Regentagen oder nach starkem Taufall. Außerhalb der Zeit der Wanderung sind sie unter dem Laube, vor dem sie zu auch leben, versteckt. In Deutschland ist der Heerwurm vorzugsweise im Thüringerwalde und im Harze, soweit Laubwälder in Betracht kommen, beobachtet worden, in Nadelwaldungen dagegen kaum. Wir müssen also die Seltenheit dieser Erscheinung immer wieder betonen. Das beweisen u. a. ein paar Daten. So beobachtete man den Larvenzug im Thüringerwalde nach forstlichen und anderen Statistiken in den Jahren 1698 bis 1867 nur siebzehnmal, am Harz von 1804 bis 1871 einundzwanzigmal. Für andere Gegenden Deutschlands wurde sein Erscheinen jeweils nur einmal in dem gleichen langen Zeitraum vermerkt. —

Warum wandert diese Larve, die wegen ihrer Marschfreudigkeit den wissenschaftlichen Beinamen „militaris" hat, in solchen Zügen, in denen die eine immer über die andere in stetem Wechsel fortkriecht? Die Antwort ist leicht gegeben. Ganz abgesehen davon, daß in vielen Insekten ein starker Gesellschaftstrieb lebt, können sich diese Larven, was ausgeprobt worden ist, allein gar nicht fortbewegen, und so sind sie unbedingt aufeinander angewiesen und bilden Züge von ¾ bis fast 3 Meter Länge, die fingerstark, aber auch handbreit sein können.

Wir sehen also heute in dem Heerwurm eine zwar höchst absonderliche Erscheinung, die aber nach den ihr von der Natur vorgeschriebenen Lebensbedingungen gar nicht anders geartet sein kann. Wie Wunder selten sind, so ist auch der Heerwurm für unsere heutigen Begriffe etwas Wunderbares, das in der Seltenheit seines Erscheinens zutage tritt. Unseren Urvätern aber war dieser harmlose Larvenzug geradezu etwas Grauenhaftes. Die ihm beigelegten Namen Heerschlange, Kriegsschlange, Kriegswurm, Wurmdrache, Drachenschlange, Schlangenwurm bezeugen das Entsetzen, mit dem man seinem Vorkommen gegenüberstand. Den Harzern und Riesengebirglern war er gewöhnlich auch ein Vorbote schlechter Ernte, wenn er bergan zog, weshalb man ihn auch den Hungerwurm taufte. Kroch er bergab, dachte man in manchen Gegenden milder über ihn, ja, hielt ihn sogar für einen Glücksbringer. Im Thüringerwalde bedeutete er meist Krieg. Schlaflose Nächte bereitete er jedem, der das Verhängnis hatte, ihn zu schauen, weil seine ungewöhnliche Erscheinung etwas Unerwartetes im Gefolge haben mußte.

Aus dieser Finsternis des Aberglaubens bis zur vollen Klarheit der Einsicht in die Geheimnisse des Insektenlebens, aus dem der Heerwurm wohl das interessanteste Kapitel liefert, führte ein so langsam ansteigender Weg, daß erst 1870 der letzte Zipfel des Schleiers von dem Heerwurm-Geheimnis sank.

—⊙—

Die Jagd im Dezember

Von Wilhelm Hochgreve.

Der Jul- oder Christmond ist der richtige Treibjagdmonat. Hat aber bereits der Winter mit harter Faust zugepackt, liegen die Waldblößen und Roggensaaten fußhoch unter Schnee und starren die Blänken und Bäche vor Eis, dann gilt vor dem Jäger der Heger, dann sind sämtliche Fütterungen peinlich regelmäßig zu besorgen, muß der Schneepflug Laufbahnen schaffen und die natürliche Aesung freilegen.

Auf Wilddiebe ist ganz besonders scharf zu passen. Die Fasanenschüttungen müssen unter allen Umständen, also auch bei mildestem Wetter, regelmäßig bedient werden, sonst wandert dieses an sich schon zum Zigeunern neigende Federwild sicher ab. Rothirsche und Damschauffer haben die Anstrengungen der Brunst überstanden und können noch, soweit der Wildbestand das zuläßt und der noch nicht voll erfüllte Abschußetat es fordert, abgeschossen werden. Allerdings sollte jeglicher Abschuß in diesem Monat, also auch der von Tieren und Kälbern, recht bald erledigt werden, damit danach vollkommene Ruhe im Revier herrscht. Drück- und Treibjagden sind nur üble Notbehelfe, die eine nach hegerischen Grundsätzen zu vollziehende Auswahl der Abschußstücke nicht ermöglichen.

Die Sauen rauschen. Sie werden beim Treiben, auf der Pürsch und auf dem Ansitz besagt, vorausgesetzt, daß dieses bei hartem Boden besonders stark leidende Wild nicht durch Winternot zu arg mitgenommen ist; dann füttert man.

Die Jagd auf Rehe ist noch frei. Der Abschuß wird aber nur auf der Pürsch vorgenommen, ausschließlich mit der Büchse und unter völliger Schonung der Böcke, die inzwischen sämtlich abgeworfen haben. Treibjagden auf Rehe gibt's nicht, sind ja auch in vielen Landesteilen gesetzlich verboten.

Hasen- und Kaninchentreibjagden finden überall statt, soweit der Boden das gestattet. Hat regnerisches Wetter vorgeherrscht und ist der Boden schwer begangbar, warte man mit den Treibjagden bis nach Weihnachten, da dann meist mit Frost zu rechnen ist. Auch mit Rücksicht auf die bestellten Aecker sind die Treibjagden bei weichem Wetter möglichst zu vermeiden. Daß Frostwetter ferner für die Erhaltung des Wildbrets eine Rolle spielt, liegt auf der Hand.

Wo die Trappen einfallen, lohnt sich vielleicht das Anfahren. Ebenso kann das Beschleichen und Belauern wilder Gänse Erfolg bringen. Wildenten werden auf der Suche und am Einfall erlegt. Wer das Wildbret von Krammetsvögeln liebt und der Hausfrau die Arbeit der Zubereitung glaubt zumuten zu dürfen, holt sich aus den Pappeln am Bache in der Nähe von Ebereschen ein Dutzend dieser „Schacker".

Auch auf Birkwild ist die Jagd noch offen. Es empfiehlt sich aber, dieses immer seltener werdende königliche Federwild zu schonen und die Abschußhähne für die Balzzeit aufzusparen.

Den wilden Kaninchen ist, zumal bei schlechtem Wetter, weil dann die Baue bewohnt sind, mit dem Frettchen auf den grauen Balg zu rücken. Ebenfalls bei schlechtem Wetter lassen sich die Erdhunde in den Fuchsbau, um ein paar Rotkittel zu sprengen. Sonst wird der Fuchs in besonders auf ihn veranstalteten Waldtrieben von wenigen Treibern und mit wenigen Schützen erlegt. Wer sich auf seine Flinte oder Büchse verlassen kann, einen guten Hund und Ausdauer hat, der meide das Tellereisen. Wo es aber angewandt wird, ist unbedingt frühes Nachsehen geboten und schnelles Töten des Gefangenen am besten durch Schrotschuß auf 30 Schritte breit auf den Körper. Dann verendet der Fuchs auf der Stelle, ohne vorher noch herumzuzerren und stärkere Qualen zu erleiden und sein wertvoller Balg bleibt so gut wie unbeschädigt. Das Erschlagen des Fuchses im Eisen ist zu verwerfen, weil es meist in Tierquälerei ausartet. Auf der Krähenhütte lauern wir dem Habicht und dem Sperber auf, die sich gern bei den Hühner- und Fasanenschüttungen ihre Beute holen. Wer den Wanderfalken schießen will, der in den meisten Bezirken vom September bis Februar nicht „geschützt" ist, verantworte es mit sich selbst. Dieser edelste aller Räuber in der Luft, dieser schneidige Blitzflieger ist so selten geworden, daß der wahre Naturfreund dem letzten, der noch irgendwo einmal auftaucht, wohl gern sein Leben u. seinen Raub gönnt.

Ein Horrido dem weidgerechten Jäger, der „den Schöpfer im Geschöpfe ehrt," ein Weidmannsheil dem deutschen Weidmann für — das neue Jahr!

—⊙—

Von chinesischen Bettlern und Wu, dem König

Von S. v. Förster-Streffleur-Wien.

Wenn ich sein Bild nur festhalten könnte, wie er damals vor mir stand, der alte Wu; Bettler, Dieb und König zu gleicher Zeit. Er starrte von Schmutz, und die Fetzen hingen ihm am hageren Körper herunter, doch seinen Kopf trug er stolz, und der Bettelstab wurde in seiner Hand zum Zepter. Er brauchte seinem Volke nur ein Zeichen zu geben, und jeder gehorchte dem Befehl.

Es war in der Umgebung Schanghais, als wir auf dem Wege zur großen Pagode in eine Bettlersiedlung hineingerieten. In den engen Straßen mußten wir aussteigen, um keinen Umweg zu machen, und konnten den Wagen erst später wieder benutzen. Hätten wir gewußt, was uns erwartete, wir würden den Umweg nicht gescheut haben. Es war ein heißer Sommernachmittag. Ueble Gerüche strömten uns entgegen und die Bilder der Straße spotteten jeder Beschreibung. Menschen wie Tiere, in Stroh und Schmutz vor elenden Lehmhütten hockend; nackt, verkommen, ohne jedes Schamgefühl, Kinder im Straßenkot kugelnd und wühlend, wie junge Schweine es nicht besser könnten. Inmitten eines Drahtverhaues befinden sich einige verstümmelte, mit Ausatz behaftete Gestalten, auf deren Beschreibung ich nicht näher eingehen will. Es waren die einzigen, die uns später nicht bedrängen konnten, als ich auf den unglücklichen Einfall kam, den Kindern Kupfermünzen hinzuwerfen. Das war ein Zeichen zu allgemeinem Aufstand. In demselben Augenblick, als die Leute die Münzen sahen, waren wir von einem Knäuel elender Menschenleiber umringt und darin verwickelt, ein Geheul umtobte unsere Ohren, und ich fürchtete, unsere letzte Stunde sei gekommen. Ueber dem Menschenknäuel sah ich noch einen Augenblick eine Riesengestalt hervorragen, dann bedeckte ich mein Gesicht mit beiden Händen. Mein Begleiter, mit den Sitten des Landes vertrauter als ich, zog rasch eine Münze aus der Tasche und reichte sie dem Riesen. Da hob dieser mit einem donnernden Fluch seinen Stab, und sofort stob die Menge scheu auseinander, uns nur mehr aus der Ferne ihre gespenstigen Arme flehentlich entgegenstreckend. Unser Befreier war Wu, der Bettlerkönig. Sein Schutz ist leicht zu erkaufen. Die verschmitzten Aeuglein in seinem Diebesgesicht blinzelten uns verständnisinnig zu, während auch er die Hand ausstreckte, um eine größere Summe für seine Heldentat zu begehren.

Es gibt in China wenig Bettler, die nicht einer Vereinigung angehörten. In jeder Provinz unterstehen diese Banden einem sogenannten Bettlerkönig. Die Bettler sind verpflichtet, ihm einen Teil des erhaltenen Almosens zu übergeben, und er verwaltet das Geld für sein Volk. Der König besitzt unbeschränkte Macht über seine Scharen, und wenn er dazu Lust hat beschützt er auch das Publikum vor Ausschreitungen und Ueberfällen derselben, wie wir es eben erlebten. Die chinesischen Bettlerorganisationen sind uralt und der König immer ein Vorbild des Elends. Seine Würde ist erblich doch kann er auch abgesetzt werden, wenn er als Verschwender oder Opiumraucher die eingebrachten Gelder vergeudet. Jeder König muß dem Landesbeamten eine Steuer entrichten, damit dieser ihn seines Amtes walten läßt. Viele wohlhabende Einwohner eines Ortes hingegen zahlen dem Bettlerkönig jährlich eine Summe, um sich unter seinen Schutz zu stellen. Sie erhalten dafür ein Zeichen an ihre Türe gemalt dem Armen als Verbot, in diesem Hause zu betteln. Wehe dem reichen Einwohner, der mit dem König nicht auf gutem Fuße stünde! Er wäre unzähligen Zudringlichkeiten, Plagen und Diebstählen ausgesetzt, denn der diebische Hang der ungebildeten Chinesen ist unüberwindlich. Auch der tiefeingewurzelte Aberglaube der chinesischen Bevölkerung kommt den Bettlern zugute. Findet eine Hochzeit statt, so versäumt die betreffende Familie es nie, eine Summe an die Bettler zu schenken, denn diese Tat bringt dem neuvermählten Paare Glück. Ebenso erhalten die Armen ihren Tribut bei dem Bau eines neuen Hauses, bei der Eröffnung einer Anstalt, bei einer Beerdigung usw., um die Geister gut zu stimmen. Als ganz besonders unheilvoll für eine Familie gilt es, wenn ein kranker oder alter Bettler vor der Tür ihres Hauses stirbt. Wie kann sie sich davor schützen? Ganz einfach durch Geldgeschenke, denn das Sterben vor der Tür eines reichen Hauses ist eine bekannte Erpressung. Ein alter Mann kommt jammernd dahergegangen. Vor der Tür eines Reichen rutscht er aus und verfällt in heftige Krämpfe. Nun stürzen Diener mit Geschrei heraus und wollen ihn vertreiben, doch umsonst, der Arme ist halbtot und kann nicht mehr aufstehen. Das bringt dem Hause furchtbares Unglück. Also muß zum letzten Mittel gegriffen und ein Haufen Geld geholt werden. Auf diesen Augenblick aber haben andere Bettler gewartet. Sie eilen herbei, nehmen das Geld in Empfang und tragen ihren sterbenden Kameraden fort, der wahrscheinlich an der nächsten Straßenecke schon munter davonläuft.

Das Betteln wird in China durch die buddhistischen Lehren gefördert. Diese predigen das Almosengeben in strengen Worten, und Bettelei gilt niemals als Schande. Mancher berühmte Mann mußte in seiner Jugend betteln, wenn auch gewiß nicht auf so zudringliche und auffällige Art wie diese organisierten Horden. Die elenden Geschöpfe peinigen sich vor den Augen der Angebettelten oft selbst, um deren Mitleid zu steigern. Ein alter Mann hat sich einmal vor unseren Augen ein Messer in den Kopf gestochen und es immer wieder herausgezogen. Doch bei allen chinesischen Gauklerkünsten weiß man nie, ob der Vorgang nicht auf einer Täuschung beruht. Wirkliches Mitleid erregen in China nur die zahllosen blinden Bettler jeden Alters. Weither hört man oft einen Blinden in eigentümlich klagenden Tönen singen, damit die Vorüberhastenden nicht an ihn stoßen. Das Umwerfen eines Blinden wird polizeilich bestraft. Manchmal ziehen ihrer mehrere, sich an den Händen haltend, gemeinschaftlich durch die Straßen. Dieser Anblick macht einen unendlich traurigen Eindruck und man schaudert, wenn man hört, daß die Blindheit in China größtenteils durch Unwissenheit und Unreinlichkeit entsteht. Diesen Bettlern gibt jeder gern ein Almosen. Die Zudringlichkeit der Massen jedoch findet kaum in einem anderen Lande ihresgleichen und so mögen, um sie einzudämmen, im Laufe der Zeit die Organisationen und das von der Regierung gestattete Zusammenhalten unter einem „König" entstanden sein.

Von König Wu's Bettlerkolonie konnten wir uns erst durch ein weiteres Lösegeld freimachen. Vergnügt lachend wies er uns daraufhin mit majestätischer Bewegung den freien Weg durch sein Dorf und, den grauenhaften Schmutz zurücklassend, hielt unser Wald bald vor dem ehrwürdigen alten Bau einer chinesischen Pagode. Ihre Spitze ragte in den blauen Himmel hinein während ringsumher die Ebene rosenrot mit blühenden Pfirsichbäumen besät war.

Hier ist das Leben voller Gegensätze.

Das unheimliche Schloß

Von Dr. O. Eckstein-Görlitz.

Es war im Juni des Jahres 1830. Frankreichs blühende Fluren standen in all ihrer sommerlichen Pracht; in des Landes Hauptstadt aber, in Paris, herrschte Verwirrung und Schrecken.

König Karl X. und sein Minister, der vielgenannte Polignac, hatten durch schwere, drückende Gesetze einen Zustand der Dinge geschaffen, der eine Revolution unvermeidlich erscheinen ließ. Die Presse wurde hart gemaßregelt, harmlose Menschen wurden zu politischen Verbrechern gestempelt und als solche verfolgt und bestraft; so geschah es, daß viele friedliche Bewohner aus Furcht, ihre Freiheit oder gar ihr Leben einzubüßen, ihr Heil in der Flucht suchten. Ein besonders scharfes Augenmerk hatten die Schergen Polignac's auf die Redakteure gerichtet, denen der Boden zu heiß unter den Füßen wurde, weshalb einer von ihnen bei Nacht und Nebel in Gesellschaft eines gleichfalls verdächtigen jungen Offiziers aus seiner Wohnung entwich und den ihn belauernden Gendarmen glücklich entkam. Die Flüchtlinge hatten sich weder mit Geld noch mit Nahrungsmitteln versehen können; tagelang strichen sie in den Feldern und Gehölzen in der Umgebung von Paris umher, bis sie endlich vor Hunger und Erschöpfung fast außerstande waren. Sie beschlossen daher, auf jede Gefahr hin sich Nahrung und Obdach zu verschaffen.

Am Abend des vierten Tages ihres Umherirrens gewahrten sie, aus einem Wäldchen tretend, vor sich die Umfassungsmauern eines Parkes. Die Mauer schien sich ins Unendliche zu erstrecken; einen Eingang fanden sie aber nicht. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Mauer zu überklettern. Sie bewerkstelligten dies mit großer Mühe und sahen sich nun in einem Dickicht von Baum und Busch, durchkreuzt von vielfältig gewundenen, schmalen Wegen. Sie schritten eine Weile dahin, fanden aber, daß sie sich im Kreise bewegten und immer wieder dorthin zurückkehrten, von wo sie ihre Wanderung begonnen hatten.

Die Flüchtlinge brauchten einige Zeit, um sich aus dem grünen, offenbar vorsätzlich angelegten Labyrinth herauszufinden und gelangten endlich auf eine Lichtung, die sich als ein weites, von Säulengängen umgebenes Rondell herausstellte, in dessen Mitte ein kleiner Tempel stand. Ringsum herrschte tiefe Stille, kaum unterbrochen von dem leisen Blattgeäusel in den Kronen der alten Bäume. Die beiden Männer wähnten sich von einem Traum umfangen, als sie in dem offenen Marmortempel einen silberhaarigen Greis sitzen sahen, der in altgriechische Gewänder gekleidet war und ruhig in einem Buche las . . . Sie blieben schweigend vor dem Templ stehen, bis der Greis sie gewahrte. Er klappte sein Buch zu und begrüßte sie mit freundlicher Gebärde:

Der Offizier trat vor, grüßte und begann: „Wir sind politische Flüchtlinge; Hunger und Not haben uns in den Park getrieben. Wenn Sie der Eigentümer sind, so bitten wir um Verzeihung. Bitte uns nicht zu verraten, eine Auslieferung an Polignac ist gleich einer Ermordung. Haben Sie Mitleid mit uns, und geben Sie uns etwas zu essen!"

„Sie befinden sich hier an einer Stätte des Friedens und der Gastfreundschaft," entgegnete der Greis ernst und gütig. „Wessen Sie bedürfen, soll Ihnen werden."

Er schlug mit einem Hammer auf eine silberne Glocke, die auf einem Marmortisch stand; ein Diener in eleganter Livree trat aus der Kolonnade und nahm einige mit heiserer Stimme gegebene Befehle entgegen. Sie gingen auf eine Aufforderung des Greises einem schloßartigen Gebäude zu, an herrlichen Blumenbeeten und bunten Muschelgrotten vorüber. Als sie den Diener nach dem Namen des Besitzers fragten, legt dieser den Finger an den Mund.

Plötzlich hörten sie den furchtbaren Krach einer zuschlagenden Eisentür, tiefe Nacht umgab sie. Sie standen von Entsetzen gepackt, sie waren gefangen. Als ihre Augen sich an die tiefe Finsternis gewöhnt hatten, entdeckten sie vor sich einen Gang; schwaches Licht schimmerte ihnen entgegen. Sie gewahrten eine Inschrift an der Wand, die lautete:

„Heilig ist die Gastfreundschaft!
Was immer Dir hier begegnen mag,
o Fremdling!
Fürchte Dich nicht!"

Nun sahen sie einen Mann mit einem Licht, in ein langes schwarzes Gewand gekleidet, das mit allerlei kabbalistischen Zeichen bedeckt war. Kopf und Gesicht verhüllte eine Kappe. Auch er redete kein Wort, sondern winkte den jungen Männern, ihm zu folgen.